

„Irgendwas musstest du immer tun, du hast immer gearbeitet“

Heidi Färber über ihren Aufenthalt von 1978 bis 1985 im Kinderheim Martinsbühel der Benediktinerinnen in Zirl

Das Interview führte Horst Schreiber

Heidi Färber stellt zwei bisher kaum beachtete Aspekte der Heimerziehung in den Mittelpunkt: die exzessive Kinderarbeit, die einem autoritären Arbeitsregime glich, sowie die Versorgung und Pflege behinderter Mädchen durch die minderjährigen Heimkinder.

Im Vergleich zu den Fürsorgeerziehungsheimen in St. Martin in Schwaz und Kleinvolderberg war die Ausbeutung der Arbeitskraft der im Kinderheim Martinsbühel untergebrachten Mädchen weitaus höher. Das Kloster Martinsbühel war sowohl Kinderheim als auch Behinderteneinrichtung. Da die Benediktinerinnen zu wenig Schwesternnachwuchs hatten und kein Personal anstellten, mussten die Heimkinder alle Arbeiten erledigen: Sie erhielten den Anstalts- und Landwirtschaftsbetrieb aufrecht und wirkten als Pflegerinnen der geistig und körperlich beeinträchtigten Kinder, Jugendlichen und vereinzelt auch Erwachsenen.

Obwohl sie selbst Kinder waren, obwohl sie nach Martinsbühel gebracht worden waren, um ihr Wohlergehen zu sichern. Obwohl Eltern und Jugendämter für die Unterbringung der behinderten und nichtbehinderten Mädchen zahlten.

Das Land Tirol vernachlässigte seine Aufsichtspflicht und gab sich damit zufrieden, dass die Fremdunterbringung dieser Kinder und Jugendlichen im Kloster Martinsbühel billiger kam als in einer Landeseinrichtung.

Wie viele Mädchen seid ihr denn in Martinsbühel gewesen und wie viel Personal hat sich um euch gekümmert?

Als ich 1978 nach Martinsbühel gekommen bin, war ich mit acht Jahren die Jüngste. Es gab nur vereinzelt Sechsjährige, die nach mir eingetroffen sind, die meisten Kinder waren zwischen 10 und 15 Jahren. Im Schnitt waren über das Jahr immer deutlich mehr als 100 Mädchen im Heim, Anfang der 1980er-Jahre hat die Belegung abgenommen. Dazu sind noch die Haushaltungsschülerinnen gekommen, aber die waren immer nur ein Jahr lang in Martinsbühel und keine Insassinnen im eigentlichen Sinn. Es gab auch immer wieder Mädchen, die sich nur sehr kurz in Zirl aufgehalten haben. Den fünf Gruppen standen die Schwestern Caritas, Regina, Pia und Rosina als Erzieherinnen vor; Schwester Ursula, die eine Kran-

kenschwesterausbildung hatte, kümmerte sich um die Hepatitis-Kinder, mit denen wir wegen ihrer Dauergelbsucht nicht in Berührung kommen durften. Jede der Schwestern betreute im Schnitt zwischen 20 und 30 Kinder, in den letzten Jahren wurden es weniger.

Die Schwestern Hyacintha und Katharina waren für die Haushaltungsschule – Praxis Wäscherei und Landwirtschaft – verantwortlich und sie waren die Gruppenschwestern der Haushaltungsschülerinnen. Ignatia, die Schwester Oberin, hat die Verwaltung organisiert, Schwester Ludwina die Hühner geköpft und war in der Küche beschäftigt mit Elsa Permann, die als Koch-, Haushaltungs- und Fachlehrerin unterrichtete; Beatrix war schon hoch betagt und Schwester Marcella hat die Stelle als Direktorin der Schule innegehabt, Kirche und Sakristei instand gehalten und um Pater Pirmin, den Lustmolch, geschaut. Mathilde Rainer, eine ältere, gewalttätige Frau mit Beinprothese ist den Schwestern als Hilfsbetreuerin und Aufsichtsperson zur Seite gestanden. In Martinsbühel waren also in der Betreuung und Erziehung einige wenige Schwestern zuständig, ohne Ausbildung; qualifizierte Erzieherinnen hatten wir überhaupt keine, geschweige denn Therapeutinnen und Psychologinnen, nicht einmal eine Reinigungsfirma, Arbeiter oder Küchenangestellte. Fürsorgerinnen oder Sachwalter haben die Mädchen selten zu Gesicht bekommen – ich niemals.

Dabei waren in Martinsbühel doch auch Menschen mit verschiedenen Beeinträchtigungen untergebracht?

Ja, rund die Hälfte der Mädchen war körperlich oder geistig behindert, in allen Schweregraden. Und wer hat sie betreut? Wir! Viele konnten nicht gut artikulieren, was sie brauchten, ob sie Schmerzen hatten oder aufs Klo mussten. Elementare Bedürfnisse wurden einfach ignoriert, weil es vom Ablauf her gar nicht möglich war, auf die Behinderten einzugehen. Alles hatte wie am Fließband zu gehen, gleichzeitig mussten wir neben dieser Betreuung unsere üblichen Tätigkeiten verrichten. In der Früh war das Betten bauen, Waschbecken putzen, Böden kehren, moppen und wischen im Schlafsaal, nebenher die behinderten Mädchen anziehen, sie aufs Klo bringen, waschen, in den Rollstuhl hinein und in den Speisesaal hinüberbringen, füttern und selber frühstücken. Sie haben mir vertraut und mochten mich. Es war eine praktische Ausbildung zur Behindertenbetreuerin ohne Bezahlung und Diplom.

Worin bestanden eure Betreuungspflichten noch?

Nach dem Frühstück haben wir sie abgestellt, die behinderten Mädchen sind immer irgendwo zwischendrin abgestellt worden. Das heißt, raus in den Ausgang; dort mussten die Arbeitsuntauglichen, wie die Schwestern sagten, im Rollstuhl oder in Zweierreihe still warten, bis wir fertig waren mit den Aufräumarbeiten im Speisesaal. Inzwischen haben zwei Mädchen, die nicht aufgeräumt haben,

ihnen die Schuhe angezogen, das war ein anstrengender Vorgang, weil viele orthopädische Spezialschuhe hatten, die schwer zu schnüren waren. Und alles geschah immer unter Zeitdruck, schneller, schneller. Natürlich haben sich die Behinderten gewehrt, haben getreten, an den Haaren gezogen und geschrien. Im Schulgebäude haben wir sie die Stiegen hoch getragen und in die jeweiligen Klassenzimmer befördert. Die Schwestern haben uns weder unterstützt noch geholfen.

Das stelle ich mir gerade beim Essen schwierig vor.

Es war ein ständiger Lärmpegel, eine Geräuschkulisse wie im Dschungel. Im Speisesaal, aber auch im Schlafsaal. Die eine hat unaufhörlich nervenaufreibende Laute von sich gegeben, eine andere hat den Kopf gegen die Wand geschlagen oder mit dem Rollstuhl gewackelt, bis sie umgefallen ist. Dann haben die Schwestern sie fixiert.

Das Essen war eine Schopperei wie bei einer Mastgans, so habe ich es später auch im St. Josefs-Institut in Mils erlebt. Hat ein behindertes Mädchen gebockt, so hat eine Schwester sie von hinten am Hals gepackt und ihr den Löffel in den Mund hineingesteckt, dass sie runterschlucken musste. Diese Prozedur wurde bei uns auch angewandt und wir mussten die Behinderten genauso schoppen. Das wurde von uns verlangt. Kaum hat eine hinuntergewürgt, ist schon der nächste Löffel gekommen, damit man auch ja schnell fertig war. Zeit hat man nie viel gehabt und angepflaumt wurde man dabei auch. Eine bedarfsorientierte Behandlung war unmöglich, wir haben uns untergeordnet und sind in dieses System hineingepresst



Romantischer Blick auf das Kinderheim Martinsbühl 2012

worden. Auch wenn zahlreiche Mädchen eine Behinderung hatten, so haben sie doch über Geschmacksnerven verfügt und sich immer wieder geweigert zu essen. Oft gab es neben Kartoffeln als Dauergericht minderwertiges Fleisch, viel Haschee, fettes Fleisch, das glibberte. Oder das Fleisch war trocken und fasrig, die Kartoffeln pampig, die Bohnen zerkocht. Alles wurde auf einem Teller zusammengehäuft.

Eine besondere Herausforderung waren Kinder, die an Epilepsie litten; wie war da der Umgang?

Ich erinnere mich besonders an ein Mädchen, das wiederholt schwere Anfälle hatte. Andrea ist öfter beim Hineingehen in die Kirche zusammengeklappt. In solchen Fällen durften wir nicht aufhelfen, wir mussten sie einfach liegen lassen, wie ein „Mullsacker!“. Weiter, weiter gehen hat es geheißen, und schon hat eine Schwester einen Boxhieb in den Rücken ausgeteilt. So ist das betroffene Kind manchmal so lange am Boden liegen geblieben, bis der Anfall vorbei war. Nur wenn es in den Ablauf der Messe hineingepasst hat, durften wir das Mädchen holen und in die Bank tragen.

Eine wirkliche medizinische Versorgung hat es in Martinsbüchel nicht gegeben, weder für die beeinträchtigten Mädchen noch für die anderen. Ruhigstellungen mit Medikamenten war die Regel. Meine eigene Schwester, die eine geistige Behinderung hatte, phasenweise sehr schwierig war und um die ich mich besonders gekümmert habe, hat oft Valium schlucken müssen. Der praktische Arzt von Inzing war unser Hausarzt im Heim und für die Medikamentierung zuständig, zu Gesicht bekommen haben wir ihn aber fast nie. Ab und zu begutachtete er ein Mädchen mit einer körperlichen Behinderung, meist hat er sich von der Oberin im Konvent die Symptome schildern lassen, ohne uns anzuschauen, und hat dann Medikamente verschrieben.

Ein Mädchen hatten wir, Alexandra, die besonders anstrengend und öfter in der Psychiatrie war. Einige von uns mussten wiederholt bei ihr in einem separierten Zimmer schlafen und auf sie aufpassen. Sie ist in der Nacht dauernd aufgestanden, hat getobt und wie wild um sich geschlagen. Wenn es zu arg wurde, haben wir am nächsten Morgen die Gruppenschwester informiert. In der Nacht war es verboten, ihre Zelle zu betreten. Sie hat Alexandra daraufhin in den darauffolgenden Nächten im Bett fixiert. Ruhe war dann aber noch lange nicht, doch zumindest waren wir in Sicherheit.

Ihr seid in Martinsbüchel vielen Angst einflößenden und demütigenden Strafen ebenso wie massiver physischer Gewalt ausgesetzt gewesen, galt das auch für die geistig und körperlich benachteiligten Mädchen?

Ich würde nicht sagen, dass sie dieser überbordenden Dauergewalt, wie wir sie erlebt haben, ausgesetzt waren. Eine verständnis- und liebevolle, auf ihre Bedürfnisse zugeschnittene Behandlung darf man sich aber nicht vorstellen, Gewalt hat

auch ihren Alltag geprägt. Essensentzug, unnötige Ruhigstellungen, Ohrfeigen, Haare reißen, Schläge auf Kopf, Gesicht, Nase, Arme, Finger und in den Rücken, wenn sie sich nicht so verhalten haben, wie die Schwestern es von ihnen erwartet haben, waren völlig normal. In der Regel wurden behinderte Mädchen eher mit den Händen malträtiiert, auch mit dem Schlüsselbund. Die Teppichklopfer, die in der Luft zischten, weil die Schwestern sie vorher nass gemacht hatten, haben sie weniger oft und weniger stark zu spüren bekommen. Einzelnen, wie Renate, die heute in der Lebenshilfe ist, haben die Schwestern mit dem dicken Schlüsselbund ständig auf die Nase geschlagen, bis sie blutete. Im regen Einsatz, bei uns allen, waren die beiden Zwangsjacken, die mehrmals täglich von Mädchen zu Mädchen gewandert sind. In den dunklen Keller und in ein enges Kammerl gesperrt wurden die behinderten Kinder nicht, sie sind auch nicht in die dreitägige Dunkelhaft gekommen, eine Bestrafungsnormalität in Martinsbühel.

Eines möchte ich aber schon festhalten. Helga, eine körperlich behinderte Frau um die 40 Jahre, die sich auch beim Sprechen schwer getan hat, war aus einer besseren Familie, die im Sommer ein paar Wochen in Martinsbühel verbracht hat. Sie war ein Gast und keine normale Insassin. Zu ihr waren die Schwestern ausgesprochen lieb, sie haben Helga umhätschelt, ihr ein gutes Essen vorgesetzt, für ihren Mittagsschlaf gesorgt und eine von uns musste sie stets abwechselnd beschäftigen. Das war ein krasser Unterschied zwischen ihr und uns. Für mich beweist das aber, dass die Schwestern auch anders gekonnt hätten, wenn sie gewollt hätten. Bei Helga waren sie imstande, Geborgenheit zu vermitteln und auf menschliche Bedürfnisse einzugehen.

Viele Kinder und Jugendliche haben die Schule in Martinsbühel, die aber nur als Sonderschule eingerichtet war, durchaus positiv in Erinnerung. Kannst du dich dem anschließen?

Die weltlichen Lehrerinnen haben die Mädchen meist gut behandelt. In die Schule zu gehen hat bedeutet, dass du ein paar Stunden Ruhe hattest und keiner Gewalt ausgesetzt warst. Die Klassen waren gemischt, nur die sehr schwer behinderten Kinder waren unter sich. Da ich eine ausgezeichnete Schülerin war, konnte ich drei Klassen überspringen, leider, muss ich sagen, denn ich bin in die Klasse von Elsa Permann gekommen. Sie ist schon als junge Lehrerin in Martinsbühel eingetreten, sie hat auch noch das Küchenregime geführt, den Chor und das Theater. Als einzige weltliche Lehrerin hat sie im Heim gewohnt und dort auch die Pension bis zu ihrem Tod verbracht. Permann war eine ausgesprochene Sadistin, eine äußerst brutale Frau, die Angst und Schrecken verbreitet hat. Sie hat dauernd geschrien, mit einem extrem hasserfüllten Gesicht und bitterbösen Lippen. Ihre Lieblingsstrafmethode war es, willkürlich mehrere Mädchen vor die Tafel zu holen, sie neben niedrigen Holztruhen knien und dabei deklinieren zu lassen: der Hase, des Hasen, dem Hasen, den Hasen. Fallfehler konnte sie nicht ausstehen, da ist sie völlig ausgerastet und hat die Mädchen mit dem Kopf gegen die Tafel geschlagen. Natürlich gab es auch andere Verfehlungen, weshalb sie das mit den Mädchen machte.

Ein häufig angewandtes Demütigungsritual war, dass Mädchen vor die Klasse treten mussten – auch kniend vor den Holztruhen mit gesenktem Kopf – und sie andere bestimmte, die ihnen die Hose hinunter zu ziehen hatten. Dann ist die Permann die Reihe entlang geschritten und hat gemeinsam mit den Mädchen die Unterhosen der Opfer nach Bremsspuren begutachtet. Mit dem Zeigestab hat sie dann auf den Kopf geschlagen oder an den Haaren gerissen und verächtlich „Du Schweindl“ oder „Du Fackl, habt ihr euch wieder nicht gewaschen“ gerufen. Mit Vorliebe hat sie auch mehrmals ihren Zeigestab auf den nackten Hintern der zur Schau gestellten Mädchen gehauen. Wir waren machtlos, wie gelähmt und haben nur gehofft, nicht selbst dranzukommen. Ich habe das auch über mich ergehen lassen müssen, aber vielleicht weniger oft als andere, weil ich mir in der Schule leicht getan habe. Am Klo haben wir dann unsere Striemen verglichen, die geschmerzt haben, wenn wir uns niedersetzen wollten.

Ihr habt als Kinder und Jugendliche, obwohl Eltern und Jugendamt für euch Unterhalt ans Kloster gezahlt haben, viel arbeiten müssen. Welche Tätigkeiten waren das?

Da muss ich jetzt lange ausholen. Zunächst einmal hat man uns tagtäglich einge-drillt, was das Wichtigste unseres Aufenthaltes in Martinsbühel war: Beten und arbeiten, arbeiten und beten. Martinsbühel war ein Selbstversorgungsbetrieb und das allermeiste haben wir Mädchen gemacht. So wie in der Behindertenbetreuung haben die Schwestern selten oder nur vereinzelt Hand angelegt, in der Regel waren sie unsere Aufsichtspersonen, damit alles läuft, wie sie es sich vorgestellt haben. Küche, Waschküche, Garten und Feldarbeit waren die drei größten Arbeitsbereiche.

Wobei ich etwas betonen will: Am Schlimmsten war es in den Ferien und an den freien Tagen, da mussten wir am schwersten arbeiten und zwar den ganzen Tag. Der Tag des Herrn war gefürchtet, am Sonntag haben uns die Schwestern überhaupt keine Ruhe gelassen. Jeder Freiraum ist einem sofort genommen worden. Hättest du etwas Zeit für dich gehabt, wurdest du sofort zu irgendeiner Arbeit oder Beschäftigung eingeteilt. Irgendwas musstest du immer tun, du hast immer gearbeitet. Die Arbeit wurde nie weniger, sondern es sind neue Tätigkeiten hinzugekommen, ob sinnvoll oder nicht, für die normalerweise keine Zeit geblieben ist. Während der Schulzeit war es etwas lockerer, weil wir ja im Unterricht sein mussten. Nach dem Vormittagsunterricht und dem rasch einzunehmenden Mittagessen haben wir von eins bis halb zwei Uhr einen Spaziergang vom Heim hinunter zur Bundesstraße und zurück machen müssen; die Mädchen im Rollstuhl haben wir geschoben, was bei dem Gefälle auch nicht so lustig war. Am Nachmittag war dann wieder Schule von Viertel vor zwei bis halb vier Uhr. Freizeit war am Sonntag eine Stunde lang Radio hören dürfen und am Samstag eine Stunde lang fernsehen, wenn wir brav waren, und Freizeit war eine Stunde lang nach dem Abendessen, doch selbst da haben wir meistens geflickt und gestopft, manchmal konnte man auch spielen.

In den Ferien sind viele Mädchen, zumindest zeitweise, nach Hause gefahren, es mussten also wenige die viele Arbeit im Sommer erledigen. Da war einmal das

endlose Kartoffelklaubten. Rotkraut, Weißkraut, Zwiebel, Bohnen, Karotten, Kohlrabi, Broccoli, Karfiol, Tomaten, Lauch, Zucchini, Gurken, Erbsen: Alles Gemüse haben wir selbst eingesetzt, gegossen, gepflegt, gejätet, geerntet und auch verarbeitet, bis die Reste wieder in der Surgrube gelandet sind und wir die Sur in den Garten und auf die Felder geführt haben. Der gesamte Arbeitskreislauf war von uns Mädchen getragen. Ebenso wenn wir aus unserem Garten Brennnessel, Kamillen- und Lindenblüten für Tee gesammelt haben oder Ribisel, Zwetschken, Quitten, Stachelbeeren, Brombeeren, Wacholderbeeren, Ringlotten, Hagebutten, Hollerbeeren und Rhabarber verarbeitet haben zu Mus, Gelee, Kompott oder Marmelade. Oft hat es aus dem riesigen Kessel rausgeblubbert und du hast dich verbrannt. Wir haben die Grammeln selbst erzeugt, Schmalz, Topfen und vieles mehr. Ein Lob gab es trotzdem nie, die Schwestern haben uns immer angetrieben, geschimpft, gestoßen, grob angefasst. Nie war etwas recht, entweder war man zu langsam, zu blöd, zu patschert, zu ungenau oder zu schlampig, jedenfalls war nie etwas gut und in Ordnung, das wir gemacht haben.

Das Gießen war eine einzige Schinderei, weil wir zwei Stunden lang mit Kübeln, einen links, den anderen rechts, gerannt sind, vom Frühjahr bis Herbst, bis alle Flächen gegossen waren. Zunächst haben wir das Regenwasser aus den vielen Fässern, Tonnen und einer Badewanne entnommen, erst dann haben wir die Kübel unter die Wasserhähne gehalten. Höchst unangenehm waren neben den lang gezogenen Feldern die terrassenförmig angelegten römischen Gärten in der Höhe des Anwesens. Da ist uns schon einmal ein Kübel aus Erschöpfung hinuntergefallen oder wir sind ausgerutscht und haben uns Knie und Ellbogen blutig geschürft. In solchen Fällen setzte es dann Schläge und Schimpfkanonaden, die wir auch sonst bei jeder Gelegenheit zu hören bekommen haben: Nichtsnutz, Tunichtgut, stinkfaules Trumm, arbeitsscheue Gitsch. Beim Gießen sind wir auf Anweisung der Schwestern barfüßig gelaufen, weil wir so schneller und trittsicherer waren als mit unseren unpraktischen Holz-Clogs, mit denen man andauernd gestolpert ist.

In den Energieferien hat der Bruder von Schwester Marcella von seinem Bauernhof in Oberösterreich mit seinen Söhnen Rinderhälften in zwei Lastwägen gebracht. Wir haben das Fleisch ausgeladen, zerlegt, zerhackt, zerschnitten, eingepackt, etikettiert und in die Vorratstruhen gebracht, von frühmorgens bis spätabends. Das Kraut haben wir auch selbst hergestellt, Schwester Ludwina hat es im Freien mit einer ausgeliehenen Schneidemaschine geschnitten, alles andere haben wir Mädchen gemacht bis hin zum Schrubben der riesigen Krautfässer mit heißem Wasser.

Du hast erwähnt, dass in den Ferien auch Sonderarbeiten angefallen sind.

Ja, ohne Ende: Das Schulhaus und der Turnsaal waren von oben bis unten zu putzen, die Hausgänge, Garderoben und Stiegen, ebenso die Gästezimmer, Lehrerinnenzimmer und Zellen der Schwestern, die Vorhänge und Teppiche waren händisch zu waschen. Koordiniert hat das immer die Permann, die uns angetrieben, schikaniert und geschlagen hat und uns mit ihrer unendlichen Pedanterie und ihrem zwänglerischen Verhalten gequält hat.

Das Reinigen des Fernsehraums war unerträglich, weil dort die meisten Stühle gestanden sind. Stundenlang mussten wir nach peniblen Vorgaben die oberen Lehnen putzen, dann die Außenseiten, die untere Lehne, danach die Sprössl links und rechts, die Sitzfläche, hernach die Stuhlbeine vorne, hinten, Stuhl umdrehen, den Filz reinigen und alle Stühle aufeinanderstapeln. Alles war vorneweg nass mit Waschmaschinenlauge vorzuwaschen, dann nachzuschwemmen, zu polieren, nachzupolieren, weil alles glänzen musste. Wehe, wenn jemand von uns von diesem bis ins kleinste Detail vorgeschriebenen Ablauf abgewichen ist. Dann ist die Permann wieder in Aktion getreten mit Schimpfen, Kritisieren, Nörgeln, Beleidigen, Brüllen, Schlagen und schon hattest du den nassen Fetzen im Gesicht. Ich könnte unendlich viele Beispiele anführen für ihre Pedanterie: bei der Reinigung der Heizkörper und dem Aufsagen von Kochrezepten in der richtigen Reihenfolge, beim Zusammenlegen der Wäsche mit einem Lineal, alles sollte perfekt sein. Alles hatte seine genau festgelegte Ordnung, alles war geregelt nach einem bestimmten Plan, auch das Bügeln, Nähen und Stopfen. Nirgends gab es einen Spielraum, so dass du eine Arbeit erledigen hättest können, wie du wolltest oder wie es dir leichter gefallen wäre.

Im Fürsorgeerziehungsheim St. Martin in Schwaz arbeiteten die weiblichen Jugendlichen in der Wäscherei für das Heim und diverse Unternehmen, vielfach ohne reale Entlohnung. Habt ihr Entlohnungen oder Belohnungen erhalten?

Nein. Kein Danke, kein Lob, keine Umarmung, Geld sowieso nicht. Wenn es gut ging, einmal ein altes Zuckerl oder massenweise Heiligenbildchen, die ich nicht leiden konnte. In St. Martin hat man beim Schufteln in der Wäscherei wenigstens Waschmaschinen in Verwendung gehabt. In Martinsbühel war selbst das nur teilweise gegeben. Die Plackerei in der Waschküche und im Freien mit den Waschrumpeln war viel Schikane, denn nur die Weißwäsche ist in der Maschine gewaschen worden, die Buntwäsche mit der Hand, am Boden kniend. Bei Schönwetter im Freien konnte man wenigstens die Wäsche auf einem Stockerl waschen, das so halbwegs auf Körperhöhe war. Die Kochlauge der Weißwäsche abfangen im Akkord war auch eine grauenhafte Arbeit, es durfte ja nichts verschwendet werden; mit dieser Lauge war die Buntwäsche zu waschen, auch die aus alten verschlissenen Leintüchern selbst genähten Monatsbinden sind in dieser Lauge eingeweicht worden. Wir hätten die Wäsche gar nicht eigenhändisch in so unendlich mühevoller Arbeit samt Kreuzschwemmen und Nachschwemmen in eiskaltem Wasser machen müssen, unsere Maschine hatte alle Funktionen; ich denke, das war Teil der Arbeitsdisziplin und der gewollten Dauerbeschäftigung mit Arbeit, aber auch Teil unserer generellen Disziplinierung.

Die Rückenleiden so vieler Heimkinder von Martinsbühel, die ich kenne, führe ich auf diesen Dauereinsatz unter erschwerten Bedingungen in der Waschküche, im Garten und auf dem Feld zurück. Mit dieser ständig gebückten oder knienden Haltung, diesem täglichen Demutsgehabe, das sie immer von uns verlangt haben, auch bei der Arbeit. Sitzen, das war völlig verpönt, außer eine Schwester war in

guter Stimmung und wir durften auf der Bank vor der Großküche Bohnen zupfen oder Erbsen auslösen. Solche leichtere Arbeiten wurden speziell den behinderten Mädchen zugeteilt, wenn sie körperlich dazu fähig waren.

Soviel ich weiß, ich sage es mal zynisch, habt ihr in den Ferien auch Urlaub am Bauernhof gemacht?

Wir sind nach Sarleinsbach in Oberösterreich gefahren zum bereits erwähnten Bruder von Schwester Marcella, einem Bauern mit gut einem Dutzend Kinder. Uns wurde eingedrillt, dass wir Taugenichtse sogar Urlaub machen dürfen, obwohl wir ihn gar nicht verdient hätten. Der Urlaub bestand dann darin, dass wir am Bauernhof gebuckelt haben. Es war dasselbe wie in Martinsbühel, nur eben auf Sommerfrische.

Unsere Fahrten im Kofferraum des Heimaautos ins Kloster Scharnitz waren von vorneherein als Arbeitseinsatz deklariert und so haben wir dort den ganzen Tag Zwetschken geklaut. Gab es dann Zwetschkenknödel in Martinsbühel, hat man bei uns sogar am Zucker gespart, trockene Brösel mussten für uns genügen.

Wenn es kein Küchenpersonal gab und nur Schwester Ludwina und Elsa Permann als Kochlehrerin in der Küche standen, dann habt ihr ja auch maßgeblich für die täglichen Mahlzeiten gesorgt?

Wir haben nicht nur alles in der Großküche geputzt, und das war unendlich, sondern auch alles vorbereitet, was nötig war, um ein Gericht herzustellen und auf den Tisch zu bringen. Hühner waschen, rupfen und ausnehmen. Buchteln drehen und Zopfbrot flechten, die alle gleich groß und gleich dick zu sein hatten, Unmengen von Salat waschen und schneiden, kiloweise Rohnen und Kartoffeln ohne Gabel direkt aus dem heißen Wasser herausnehmen und schälen. Ob in der Küche oder in der Waschküche, entweder waren deine Hände eiskalt oder du hast sie dir ständig verbrannt. Im einen Fall war es verboten, Kaltwasser hinzuzugeben, im anderen wiederum Warmwasser. Das hatte keinen Sinn, also müssen die Schwestern das aus reiner Boshaftigkeit gemacht haben oder weil sie uns Abhärtung schmerzhaft beibringen wollten. Jedenfalls, wir haben hunderte Knödel gedreht, massenweise Teige mit der Hand verarbeitet, also ich könnte dir noch die nächste Stunde im Detail beschreiben, was alles in der Küche an Maloche angefallen ist und darüber hinaus. Dabei war bei all der Schwerarbeit das Essen karg und minderwertig, nicht selten gab es schimmeliges Brot. Wir hatten oft Hunger und rauchten um Essen untereinander. Die Schwestern haben beim benachbarten Bauern Würste und Speck bestellt und wir haben sie in die Vorratskammer getragen, gegessen haben sie nur die Schwestern. Für uns war die Vorratskammer geschlossen.

Seit über drei Jahren setzt du dich nun besonders intensiv mit deiner Kindheit und Jugend in Martinsbüchel auseinander, welches persönliche Resümee ziehst du jetzt?

Ich will meine belastenden Erinnerungen und Erfahrungen positiv verwerten und bleibe nicht in der Opferrolle des Heimkindes von früher. Deswegen versuche ich, so viele Leute wie möglich über das, was mir und anderen in Martinsbüchel angetan worden ist, zu informieren. Martinsbüchel muss historisch aufgearbeitet werden, die Benediktinerinnen und das Mutterhaus Stift St. Peter in Salzburg tragen hier eine Verantwortung. Ich will Zugang zu meinen Unterlagen, Dokumenten und Fotos, ich fordere finanzielle Entschädigung für die erlittene Gewalt, die Vorenthaltung von Bildung und Ausbildung und die jahrelange Kinderarbeit und ich fordere die Berücksichtigung des Umstandes, dass ich bis zum Austritt mit vollendetem 16. Lebensjahr nicht pensionsversichert worden bin. Das sind Forderungen, die nicht nur mich, sondern viele andere auch betreffen. Von der Wissenschaft erwarte ich mir, dass sie nicht nur über uns schreibt – einige Jahrzehnte zu spät –, sondern uns zur Durchsetzung dieser Forderungen auch unterstützt und dafür Druck macht.